

Das Thema bewegt: die «Heimkinder» des letzten Jahrhunderts. Zu verdanken ist dies nicht zuletzt den Betroffenen, die politisch Druck gemacht haben. Die Entschuldigung des Bundesrats und die Solidaritätsbeiträge zeugen davon ebenso wie Filme und Ausstellungen zu diesem neu entdeckten Aspekt der schweizerischen Sozialgeschichte. Auch die Wissenschaften haben sich des Themas angenommen – und widerlegen damit nebenbei das Vorurteil, sie lebten im Elfenbeinturm.

Ganz freiwillig tun sie das indes nicht. Grosszügig finanziert die Politik Forschungen zu «fürsorgerischen Zwangsmassnahmen» und «administrativen Versorgungen», also zu allen möglichen von Behörden forcierten Fremdplatzierungen von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Dieses Jahr beendet die Unabhängige Expertenkommission Administrative Versorgungen ihre Arbeit, 2018 ist das Nationale Forschungsprogramm «Fürsorge und Zwang» gestartet.

Bereits 2017 wurde das Nationalfondsprojekt «Placing Children in Care» abgeschlossen. Dessen Synthesenband liegt nun vor: «Heimerziehung in der Schweiz, 1940–1990», herausgegeben von Gisela Hauss, Thomas Gabriel und Martin Lengwiler. Der Titel ist etwas irritierend: «Erzogen» in einem pädagogisch informierten Sinn wurde in den meisten einschlägigen Institutionen wohl erst ab den siebziger Jahren, und auch dann noch dominierte in der Praxis oft ein religiös-konfessionell angestiftetes «Überwachen und Strafen». Reformpädagogische Einrichtungen bestanden zwar schon seit Beginn des 20. Jahrhunderts, aber sie bildeten eine Randerscheinung.

Lebenslange Prägung

Der Band bringt mit seinen knapp 20 Beiträgen, die auf die Kantone Basel-Stadt, Appenzell Innerrhoden, Waadt und Zürich fokussieren, durchaus interessante Ergebnisse. In den siebziger Jahren bedienten sich die fremdplatzierenden Behörden zunächst in den Städten vermehrt der Expertise von Schulpsychologen und Jugendpsychiatern. Die Sozialpädagogik und die Sozialarbeit gewannen an Terrain, die Zahl der Kindswegnahmen ging wohl auch deshalb zurück.

Während die Schulen, die das Heimpersonal ausbildeten, in der Deutschschweiz noch lange religiös geprägt blieben, erfolgte ihre Säkularisierung in der Westschweiz früher. Ebenfalls früher als in der Deutschschweiz kämpfte dort das Personal für seine Interessen. Wiederum in den siebziger Jahren brachten Praktikantinnen und Praktikanten frischen Wind und neue Ideen in die Anstalten. Oft war das Betreuungspersonal, an dem stets Mangel herrschte, unqualifiziert.

Auch neu sind die aufgrund von Interviews mit ehemaligen «Heimkindern» gewonnenen Einsichten in die nahezu

Wenn Werte überbewertet werden

Zwei Sammelbände beleuchten gründlich die Geschichte der Heimerziehung und der fürsorgerischen Zwangsmassnahmen in der Schweiz. Das Forschungsfeld weist aber auch blinde Flecken auf. Von Urs Hafner



Vor dem Essen wird gebetet. 1943, in einem Schweizer Kinderheim.

KEYSTONE

lebenslange Prägung der Fremdplatzierung. Wer nicht über deren Gründe informiert wurde und keinen Kontakt mit den Eltern haben durfte, dem fällt es nicht leicht, je wieder Vertrauen zu Menschen zu fassen und «Unterstützungsangebote anzunehmen». Allerdings neigen die Interviewer dazu, die Befragten auf psychische Eigenheiten festzuschreiben, die ausschliesslich auf den Heimaufenthalt zurückgeführt werden.

Das Buch beansprucht Pioniercharakter. Doch oft präsentiert es entweder Altbekanntes – etwa dass die Institutionen noch in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in der Tradition der reformierten «Rettungshäuser» standen oder der sich formierende Sozialstaat die Familien auseinanderriss, um sie zu disziplinieren und den Gemeindehaushalt zu schonen – oder aber Spekulatives, das der weiteren Diskussion bedürfte.

So wird zum Beispiel behauptet, die privaten Anstalten seien in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts «in einer Lücke staatlicher Fürsorge» entstanden, als ob sonst ein Sozialstaat sich bereits gebildet oder die Schweiz sich zwangsläufig darauf zubewegt hätte. Und wenn die Gründung der Anstalten keine Reaktion, sondern eine gezielte bevölkerungspolitische Intervention gewesen wäre?

Die Insassen, ist ferner zu lesen, hätten sich an «bürgerliche Werte und Normen» anpassen müssen. Doch was ist damit gemeint? Das von den Heimen verfolgte Ideal der geschlechterstereotypen Alleinernährer-Familie, das der Band nennt, leuchtet ein (der Vater verdient, die Mutter erzieht). Daneben aber werden bloss noch Disziplin, Arbeit, Weihnachtsfeiern und Kindergeburtstage angeführt. Das ist diffus. Weihnachten und Geburtstage wurden auch bei den Kleinbauern gefeiert.

Zusätzlich erwähnt der Band «bürgerliche Freizeitformen» und das Ideal der «behüteten Familie», die «verspätet» in den Heimen einzug gehalten hätten. Die Heime waren also von Anfang an bürgerlich und wurden es dann nochmals? «Verspätet» wiederum unterstellt einen «normalen» Geschichtsablauf, dem sämtliche Bereiche einer Gesellschaft folgen. Doch so linear läuft Geschichte nicht ab.

Zu hinterfragen ist auch, ob die Menschen ihr Handeln wirklich primär an «Normen und Werten» ausrichten, wie das Buch mehrfach unterstellt. Oft fügte das Anstaltspersonal sich pragmatisch den institutionellen Zwängen oder aber liess sich schlicht von seinen sadistischen Trieben leiten, christliche Werte hin oder her. Und: Ist christlich gleich bürgerlich? Mit Blick auf die gestrengen Regime orakelt der Band, der «bürgerliche Versuch des Herstellens von Konformität» sei ein – rückwärtsgerichtet – «Versuch der Selbstkontrolle des Bürgertums» gewesen.

Problematisch ist schliesslich der durchgängige Gebrauch des Begriffs

«Heimkind». Er reduziert die Fremdplatzierungen nicht bloss auf eine Phase ihres Lebens, sondern schafft dazu ein Objekt, das so nie existiert hat. Denn bei allen Ähnlichkeiten weisen die Institutionen eben auch viele Unterschiede auf, nicht zuletzt im Lauf der Zeit, wie der Band selbst zeigt. Viele Fremdplatzierte lebten nicht nur in verschiedenen Institutionen, sondern auch bei Pflegefamilien. Von welchen Heimen eigentlich die Rede ist, wird nicht definiert. Die Forschung weist, wenn sie generalisierende Aussagen macht, blinde Flecken auf.

Dialog statt Mythen

Der von Béatrice Ziegler, Gisela Hauss und Martin Lengwiler edierte Sammelband «Zwischen Erinnerung und Aufarbeitung. Fürsorgerische Zwangsmassnahmen an Minderjährigen» stützt sich nicht durchgängig auf Fallakten und Interviews. Basierend auf zwei Tagungen, weitet er den Blick mit seinen rund 15 Beiträgen über die Forschung hinaus: unter anderem auf die Entstehung der beinahe schon legendären Ausstellung «Verdingkinder reden», die zwischen 2009 und 2017 an verschiedenen Standorten in der Schweiz zu sehen war, auf den Dokumentarfilm «Das Kinderzuchthaus» des Schweizer Fernsehens SRF und auf die zwiespältige Rolle der Presse. Das Buch situiert die Entwicklungen in der Schweiz zudem im internationalen Vergleich. Dabei zeigt sich, dass andernorts die Diskussion um massenhafte Fremdplatzierungen früher eingesetzt hat.

Auch dieser Band ist nicht frei von fragwürdigen Prämissen. Die Armut, heisst es, sei bis weit in das 20. Jahrhundert als Bedrohung für die «herrschenden Machtverhältnisse» angesehen worden. Und wenn sie nun deren Voraussetzung gewesen wäre? Optimistisch ist die Annahme, dass das Bewusstmachen historischer Ereignisse – also der Fremdplatzierung – die Geschichtsschreibung von Mythen befreie, nicht zuletzt, wenn dies im Dialog mit den Betroffenen geschehe. Ob nun die Transparenz des Historischen überhaupt realisierbar ist oder nicht: Der Dialog ist auf jeden Fall wünschenswert, aber er verlangt von den Wissenschaftlern, sich auch auf das Gespräch mit Leuten einzulassen, die Forschung entweder für Humbug halten oder nach ihren Wünschen steuern wollen. Das ist nicht einfach, aber immerhin eine gute Reflexionsübung.

Gisela Hauss, Thomas Gabriel, Martin Lengwiler (Hg.): Fremdplatziert. Heimerziehung in der Schweiz, 1940–1990. Chronos-Verlag, Zürich 2018. 352 S., Fr. 38.–.

Béatrice Ziegler, Gisela Hauss, Martin Lengwiler (Hg.): Zwischen Erinnerung und Aufarbeitung. Fürsorgerische Zwangsmassnahmen an Minderjährigen in der Schweiz im 20. Jahrhundert. Chronos-Verlag, Zürich 2018. 240 S., Fr. 38.–.

Führen mit Fromm

Was Manager vom Psychoanalytiker lernen können

ff. · Es gibt nicht gute oder schlechte Unternehmen. Es gibt nur Unternehmen mit gutem oder schlechtem Führungspersonal. Dieser individualistische – und insofern liberale – Ansatz liegt dem Buch des Soziologen Klaus Leisinger zugrunde. Der langjährige Leiter der Novartis-Stiftung für nachhaltige Entwicklung entfaltet darin ein Anforderungsprofil für Manager, die sich nicht nur als Gewinnmaximierer, sondern als moralische Akteure verstehen.

Dies allein ist noch wenig originell. Aussergewöhnlich ist aber der Zugang zum Thema. Indem Leisinger die Persönlichkeit in den Fokus rückt, stellt er die Frage, inwiefern auch die Psychoanalyse wichtige Hinweise zur Kunst verantwortungsvoller Führung liefern könnte. Er stützt sich dabei auf die Ideen von Erich Fromm und dessen Menschenbild, wie es in Werken wie «Haben oder Sein» und «Die Kunst des Liebens» dargelegt wird.

Das mag einige Leser belustigen oder gar irritieren, da Fromm nie ein Geheimnis aus seinem kapitalismuskritischen Credo gemacht hat. Doch Leisinger versucht, den ideologischen Ballast von Fromms «kommunitärem Sozialismus»

abzuwerfen. Ihn interessiert, was eine am Ideal der Biophilie (Liebe zum Leben) orientierte Menschenführung ausmacht, und er erkennt darin Überschneidungen mit Botschaften, die auch Business-Schools propagieren. Stichworte sind Fürsorge, Verantwortungsgefühl und Achtung vor dem anderen.

Autorität existiert laut Fromm nicht nur im Haben-Modus, also durch pure Machtausübung. Es gibt sie auch im Sein-Modus, basierend auf einer Persönlichkeit, die nicht drohen oder befehlen muss, um gehört zu werden. Wer Letzteres anstrebt, entdeckt in Fromms Gedankengut wertvolle Hilfestellungen. Leisingers Buch ebnet den Weg dazu, und zwar auch für jene, die dem Kapitalismus durchaus freundlich gesinnt sind.



Klaus M. Leisinger: Die Kunst der verantwortungsvollen Führung. Vertrauen schaffendes Management im internationalen Business. Haupt-Verlag, Bern 2018. 176 S., Fr. 34.–.

Das französische Schicksal

Eric Zemmour über den Rückzug Frankreichs aus der Geschichte Europas und der Welt

ADRIAN LOBE

Der konservative Publizist Eric Zemmour gehört zu den profiliertesten Autoren Frankreichs. Dem geneigten Leser ist er durch seine wohnt scharfzüngigen und pointierten Kolumnen in der Tageszeitung «Le Figaro» bekannt. Nach seinem viel diskutierten Bestseller «Le Suicide français» hat er nun eine weitere identitätspolitische Schrift vorgelegt: «Destin français», das französische Schicksal. Auf knapp 600 Seiten entwickelt der Autor darin eine umfassende kulturgeschichtliche Vermessung Frankreichs.

Die Grande Nation sei eines der wenigen Länder, die gleich zwei Gründungsmythen besitze: den der Gallier und den der Franken. Die Franken hätten ihre aristokratische, katholische und monarchische Geschichte, die in der Taufe Chlodwigs kulminierte, in die Erbmasse eingebracht, die Gallier ihre antiklerikale, republikanische und laizistische Tradition. Diese historische Ambivalenz sei der «ältesten Tochter Roms» ins Stammbuch geschrieben gewesen. Frankreich, so Zemmours Kernthese, sei über tausend Jahre hinweg der «Herzschlag Europas

und daher der Welt» gewesen: Absolutismus, Aufklärung, Revolution. Im 20. Jahrhundert habe sich das Blatt jedoch gewendet: Geschichte wurde nicht mehr in, sondern um Frankreich herum gemacht. «Frankreich», bilanziert Zemmour, «ist vom Subjekt zum Objekt geworden. Vom Akteur zum Zuschauer. Es hat sich leise aus der Geschichte zurückgezogen.»

Dieser hauptsächlich durch die Dekolonisation eingeleitete Rückzug aus der Geschichte habe zu einem kulturellen Vakuum geführt. Frankreich leugne seine christlich-jüdischen Wurzeln und unterwerfe sich den Spielregeln einer geschichtslosen globalisierten Moderne. Die eigene Geschichtsvergessenheit münde in einer Art Revanche der Geschichte: Die Schlachten von heute würden nicht mehr in den Wäldern oder in der Kathedrale von Reims geschlagen, sondern auf dem identitätspolitischen Terrain der Migration. «Frankreich muss entscheiden, ob es Frankreich bleiben will oder ein Rechtsstaat unter vielen» werden wolle, schreibt der Autor.

Mit seinem Buch hat Zemmour ein beherztes Plädoyer für den Nationalstaat vorgelegt, ohne in einen dumpfen Natio-

nalismus à la «Make France great again» zu verfallen. Sein historisch-genealogischer Ansatz, den französischen Exzptionalismus aus der Geschichte heraus zu verstehen, ist instruktiv, hat jedoch auch einige analytische Schwächen. So verkennt er den in Frankreich schwelenden Konflikt zwischen dem Zentrum und der Peripherie («La France profonde»), der keineswegs ein Spezifikum der französischen Gesellschaft ist. In einigen Kapiteln wildert der Autor zu sehr in der französischen Geschichte. Auch die Auswahl seiner Kronzeugen – von Rousseau über Hugo bis hin zu Sartre – fällt etwas arg willkürlich aus und deckt sich nicht mit seiner politischen Position. Trotzdem ist das Werk ein wichtiger Beitrag in der identitätspolitischen Debatte.

ERIC ZEMMOUR
DESTIN
FRANÇAIS



Eric Zemmour: Destin français. Albin Michel, Paris 2018. 576 S., Fr. 41.90.